

Gastkolumne

Je weniger Einigkeit, desto lauter die Rede über Werte

Wertedebatten haben Konjunktur – im Alltag, in der EU oder in der Nato. Wichtiger wären freilich Grundrechte, nicht Grundwerte



Paul Widmer

Die EU versteht sich als Wertegemeinschaft. Damit befindet sie sich in guter Gesellschaft. Auch die G-7 versprach auf ihrer Jahresversammlung in Cornwall hoch und heilig, ihre Werte zu verteidigen. Desgleichen die Nato auf dem Gipfel in Brüssel, obschon ihre eigentliche Aufgabe in der Verteidigung ihres Territoriums besteht. Wertegemeinschaft: Das tönt gut. Aber trifft es auch zu? Schauen wir die einzelnen Organisationen an.

Beim G-7-Treffen herrschte grosse Erleichterung – freilich nicht wegen wiedergefundener Werte, sondern weil man Trump los war. Zu gemeinsamem Handeln konnten sich die Teilnehmer in wichtigen Bereichen nicht aufraffen. Keine griffige Strategie gegenüber China, keine Einigkeit beim umstrittenen Nord-Stream-2-Projekt oder bei internationalen Handelsfragen. Die Probleme wurden aufgeschoben, nicht aufgehoben.

Das Gleiche galt beim Nato-Gipfel: Nichts Neues zur Verteilung der finanziellen Lasten oder zur tiefen Kluft zwischen den einzelnen Ländern, etwa der Türkei und Frankreich. Man ging keine neuen Verpflichtungen ein. Man gab sich mit Absichtserklärungen zufrieden.

In der EU ist es nicht viel anders. Der Graben zwischen Ost und West wird zusehends tiefer, bei der Bewältigung der Migration, bei

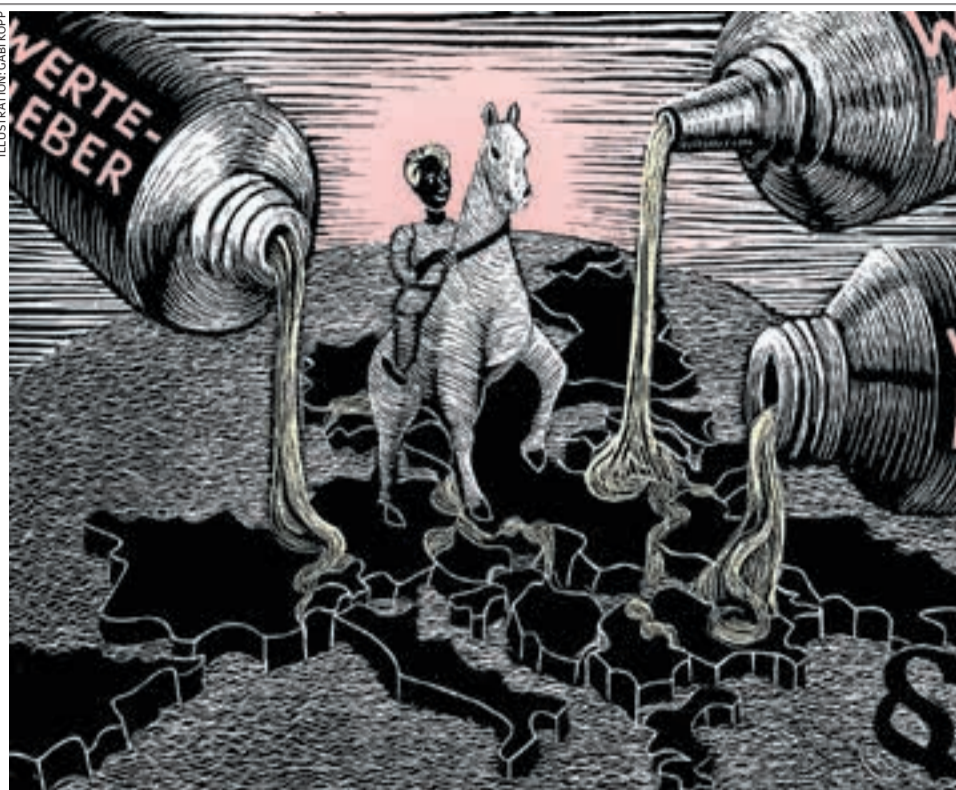
Genderfragen, sexuellen Minderheiten oder im Umgang mit Russland. Doch je weniger Einigkeit herrscht, desto mehr beschwört man die gemeinsamen Werte.

Warum hat dieses Ritual Hochkonjunktur, obschon es von den Fakten her alles andere als gerechtfertigt ist? Dafür gibt es meines Erachtens zwei Gründe.

Erstens ist die Berufung auf Werte ein probates Mittel, um jemanden bequem auszugrenzen. Wer als sakrosankt erklärte Werte nicht anerkennt, den stellt man mit einem Bannstrahl, ohne jegliche intellektuelle Auseinandersetzung, ins moralische Abseits. Im Zuge der sogenannten Cancel-Culture erlebt der pervertierte Wertekult derzeit eine Hochblüte. Der Lobgesang auf Wertegemeinschaften und die Cancel-Culture haben mehr gemein, als vielen bewusst ist. Häufig sind sie Vorder- und Rückseite ein und derselben Medaille.

Zweitens erlaubt die Berufung auf Werte, Differenzen innerhalb einer Gemeinschaft zu überkleistern. Man bezöge sich besser aufs Recht. Das wäre viel präziser. Ein Beispiel: Die europäischen Staaten bekämpfen die Todesstrafe, die USA nicht. Wenn nun der Westen China kritisiert und von «unseren Werten» spricht, welche Variante meint er dann, die amerikanische oder die europäische? Kein Wunder, dass China sagt: Ihr habt eure Werte und wir unsere.

Natürlich beruht jede pluralistische Gesellschaft auf unabdingbaren Gemeinsamkeiten. Dazu gehört die Toleranz. Menschen müssen bereit sein, den andern auch dann zu achten, wenn sie dessen Überzeugung nicht teilen. In einer rechtsstaatlichen Ordnung bedeutet dies, dass alle das Recht zu befolgen haben, aber es nicht unbedingt innerlich bejahen müssen. In einem modernen Staat



Ursula von der Leyen, zum Beispiel, ist Chefin einer sehr wichtigen Kommission, aber nicht Gralshüterin der Grundwerte der EU.

haben wir es mit Grundrechten, nicht mit Grundwerten zu tun.

Es wäre gut, wenn Politiker vom hohen Ross der Wertegemeinschaft herunterstiegen und sich mehr auf das Völkerrecht bezögen. Dieses ist weniger schwammig als das Wertegerede. Das würde freilich etwas mehr Bescheidenheit erfordern.

Ursula von der Leyen, zum Beispiel, müsste sich dann mit dem zufriedengeben, was sie ist: Chefin einer sehr wichtigen Kommission, aber nicht Gralshüterin der Grundwerte der EU. Sie liebt es, in schneidendem Ton Zensuren zu erteilen. Man könnte meinen, die Mitgliedstaaten hätten sie mit einer ähnlichen moralischen Autorität ausgestattet wie die katholische Kirche den Papst.

Ob Ungarns Gesetzesentwurf zu Massnahmen gegen Pädophilie eine Schande ist, wie sie tief empört erklärte? Vielleicht. Aber das haben Gerichte zu entscheiden. Und muss sich das höchste deutsche Gericht nach einem Urteil, das der Kommissionspräsidentin missfiel, mit den Worten abkanzeln lassen: «Das letzte Wort über EU-Recht wird immer in Luxemburg gesprochen. Nirgendwo sonst.» Hoppla. Mehr Zurückhaltung wäre staatsmännischer gewesen.

Zum Schluss noch dies: Bundespräsident Guy Parmelin versuchte am Vorabend des Entscheids über das Rahmenabkommen, von der Leyen anzurufen. Sie nahm den Anruf nicht an. Sie sei unabhkömmlich, liess sie ausrichten. Solches Verhalten einem Staatsoberhaupt gegenüber ist schlicht unanständig. Gewiss, Anstand ist kein hehrer Wert. Aber er ist immerhin eine Vorbedingung für gute internationale Beziehungen.

Paul Widmer ist Diplomat und Sachbuchautor.

Medienkritik

Vom Nonsensdirekt in den Krisen-Modus



Aline Wanner

Das Wetter ist gerade ein Problem, und der journalistische Umgang damit auch. Vergangene Woche noch verbreiteten viele Medien Banalitäten zum Dauerregen ohne den geringsten Erkenntnisgewinn. Gegenüber «FM1 today» sagte etwa ein Meteorologe, in Griechenland, Finnland und Russland sei es derzeit besonders heiss. «Wieso das Hoch dort liegt und nicht über uns, weiss man nicht.» Aha.

Zeitungsredaktoren füllten ihre leeren Seiten mit Szenarien und vagen Erklärungen, mit holprigen Vergleichen aus der Vergangenheit und, am schlimmsten, mit Bauernregeln. «Hat ein einziger Tag diesen miesen Sommer vorhergesagt?», titelte «20 Minuten» etwa und bezog sich auf eine Meldung von «Meteo News». Im Text erfuhr man, dass die Wetterlage am 27. Juni jeweils den kommenden Sommer bestimme: «Wie das Wetter am Siebenschlüfer sich verhält, ist es sieben Wochen lang bestellt.» Wer denkt sich so einen hanebüchernen Blödsinn aus und verbreitet ihn auch noch weiter?

Besonders grotesk wirken diese Beiträge angesichts der Sturm Schäden und der Fluten historischen Ausmasses, mit denen viele Menschen in der Schweiz und in Deutschland inzwischen zu kämpfen haben. «20 Minuten» und andere Newsportale wechselten sofort vom Nonsens in den Krisen-Modus und zeigten im Minutentakt neue Bilder der Zerstörung. Diese mögen dokumentarischen Charakter haben, sie bedienen nicht selten aber auch die pure Lust – der Reporter und der Leser – an der Katastrophe.

Guten Journalismus zu machen, ist anspruchsvoll. In Bezug auf das Wetter aber gelten zwei einfache Prinzipien: Nüchternheit und Zurückhaltung. Relevant sind Regenschauer, Hitze oder Gewitter erst und nur dann, wenn sie etwas über grössere Zusammenhänge wie den Klimawandel sagen. Tatsächlich ist das leider immer öfter der Fall.

Aline Wanner ist Redaktionsleiterin des Magazins «NZZ Folio».

49 Prozent

So geht Corona in den Ferien



Patrick Imhasly

Diesen Sommer wollten wir auf Nummer sicher gehen. Letztes Jahr verbrachten wir unsere Ferien in Südfrankreich. Es war ein Eiertanz. Wegen Corona wussten wir bis wenige Tage zuvor nicht, ob wir die Reise überhaupt antreten konnten. Jetzt sollte alles entspannter werden. Deshalb haben wir uns früh entschlossen, in der guten alten Schweiz zu bleiben. Angesagt war ein echtes Kontrastprogramm: eine Woche in Genf und eine Woche im Berner Oberland. Der Entscheid war goldrichtig, denn jeder einzelne Ferientag hat unserer vierköpfigen Familie eine neue Erkenntnis für das Leben gebracht.

Nach den jüngsten Abstimmungen sprechen alle vom Stadt-Land-Graben, der in

diesem Land angeblich immer tiefer wird. Wir haben erfahren, was das wirklich bedeutet. Im mondänen Genf ist die kulturelle Vielfalt Programm. Fährt man im Tram durch die Stadt, fühlt und hört sich das an, als wäre man einen Moment lang gleichzeitig in New York, Riad und Nairobi. Genf ist inspirierend, gehört aber irgendwie nicht so richtig zur biederen Schweiz. Und doch lassen sich hier einmalige, lokal bedingte Phänomene beobachten. Beim Abendessen im Restaurant kriegt man einen Kaffee offeriert – nicht weil man Stammgast ist, sondern weil man eine anständige Flasche Wein bestellt hat und das Essen lobt. Und in einem Bistro gönnt sich ein Velokurier ein Bierchen, bevor er sich wieder auf sein Fahrrad schwingt – mit einer Tragtasche, auf der zu lesen ist: «Urgences médicales».

In der Lenk, im Berner Oberland, wiederum prangt der mächtige Wildstrubel über einem wunderschönen Hochtal, und die Menschen sind – anders als im etwas überheblichen Genf – auffallend freundlich. Sie grüssen einen nicht nur im Laden, sondern auch auf offener Strasse. Nur mit dem Dienstleistungsgedanken ist es im Ober-

land manchmal so eine Sache. Bestellt man am frühen Abend ein Taxi, um mit einem Berg an Gepäck vom Bahnhof zur Ferienwohnung zu gelangen, muss man sich beim Taxifahrer fast dafür entschuldigen. Seinen Gästen beim Verladen des Gepäcks eine Hand zu reichen, scheint ihm gar nicht erst in den Sinn zu kommen.

Die zweite Erkenntnis unserer Ferien in der Schweiz lautet: Es hat sich gelohnt, die Nerven nicht zu verlieren und wegen der vierten Corona-Welle den ersehnten Aufenthalt am Meer noch eine Weile aufzuschieben. Wer blickt da noch durch? In Italien braucht es für den Nachwuchs einen Test mit negativem Resultat schon ab sechs Jahren, in Frankreich hingegen erst ab elf. Für die Einreise in manche Länder genügt nicht einmal die Impfung. «Sonne, Strand und Stress», wie SRF News getitelt hat: Ich bin kein missgünstiger Mensch, aber als sich letzte Woche am Flughafen Kloten die Leute darum balgten, im letzten Moment vor dem Abflug einen PCR-Test für mehrere hundert Franken machen zu können, habe ich an den Gestaden des Genfersees in aller Ruhe noch ein verre de blanc genossen.



Für die Einreise in manche Länder genügt nicht einmal die Impfung. «Sonne, Strand und Stress» hat SRF News getitelt.

Und hier kommt die wohl wichtigste Lektion des zweiten Corona-Sommers: Wer sich und seine Kinder impfen lässt, macht alles richtig. Inzwischen ist in der Schweiz mehr als die Hälfte der Bevölkerung mindestens einmal gegen das Coronavirus geimpft worden. Doch das genügt bei weitem nicht, um die Situation in den Griff zu kriegen, zumal die Impfkampagne ins Stocken geraten ist. Ich verstehe das nicht: Was ist so schlimm an einem kleinen Piks? Meine Frau und ich sind völlig locker, seit wir geimpft sind. Auch unsere Söhne wollten geimpft werden. Einziger Diskussionspunkt dabei: Der 15-Jährige fand, sein 2 Jahre jüngerer Bruder brauche die Impfung nicht, weil er ja sowieso nur zu Hause herumhänge und game.

Einzig das miese Wetter hätte einem hierzulande in den vergangenen Tagen aufs Gemüt schlagen können: ein paar Schritte hinaus an die Sonne und dann wieder stundenlang bei strömendem Regen zu Hause sitzen. Wobei, diesen Rhythmus haben wir ja von den Lockdowns her noch im Blut.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».